

Prolog

Ihre Hand zitterte, als die letzten Buchstaben über das Pergament glitten. Die Tinte schimmerte wie flüssiger Bernstein im schrägen Licht der Abendsonne.

Einen Augenblick lang hielt sie inne.

Sie betrachtete die Zeile, die nun wirklich die Letzte war.

Langsam legte sie das Schreibwerkzeug beiseite. Ihre Finger blieben einen Moment auf dem rauen Einband liegen, als müsste sie sich vergewissern, dass das Werk tatsächlich existierte und nicht gleich zu Staub zerfallen würde.

So viele Jahre hatte sie daran gearbeitet. Hatte mit den Menschen gesprochen, ihre Geschichten und Erlebnisse zu Papier gebracht. Hatte mit ihnen gelitten, mit ihnen gehofft und mit ihnen geliebt.

Ihre Fingerkuppen glitten über das Leder wie über eine Narbe, die endlich geschlossen war.

Ein Knarren durchbrach die Stille.

Schritte. Schlurfend, vertraut. Sie musste nicht aufblicken, um zu wissen, wer kam. Als sie sich umdrehte, stand ihre Mutter im Türrahmen.

Die trüben Augen schimmerten feucht, das weiße Haar fing die letzten Sonnenstrahlen ein und umgab ihren Kopf wie ein Heiligenschein.

»Du hast es geschafft, nicht wahr?«

Die Stimme der Greisin war kaum mehr als ein gehauchtes Knistern, doch in ihr lag ein Stolz, der schwerer wog als jedes Lob.

Sie nickte. Worte hätten den Knoten in ihrer Kehle nur enger gezogen.

Die Hand der alten Frau suchte nach ihrer. Knochig. Warm. »Wie hast du es genannt?«

Ihre Lippen formten den Titel, noch ehe der Gedanke vollständig war. »Die Chroniken des Ozeans der Träume.«

Ein Lächeln zog feine Linien um den Mund ihrer Mutter. Sie schloss kurz die Augen, als würde sie den Klang in sich aufnehmen wie ein lang vermisstes Lied.

»Er wäre stolz auf dich«, murmelte sie schließlich. »Sie alle wären es.«

Der Raum schien für einen Herzschlag still zu stehen. Dann räusperte sie sich. »Worauf wartest du, mein Liebling? Willst du mir nicht daraus vorlesen? Ich habe schließlich eine nicht ganz unbedeutende Rolle darin und möchte hören, ob mir der Ruhm zuteil wird, den ich verdiene.« Ein verschmitztes Funkeln blitzte in den alten Augen auf.

Sie lächelte unwillkürlich, half ihrer Mutter, sich bei ihr unterzuhaken, und führte sie zu dem kleinen Kanapee in der Bibliothek. Das Leder ächzte leise, als die Greisin sich setzte. Ira schlug das Buch auf. Die Seiten dufteten noch nach Papier und frischer Tinte.

Sie holte tief Luft.

Und begann zu lesen.

1. Buch – Xadie

Kapitel 1

Lia

Mit klopfendem Herzen kauerte ich hinter einem der dicht gewachsenen Hibiskussträucher im Schlossgarten.

Ich versuchte, den Atem anzuhalten. Die Stimmen der beiden Männer waren gedämpft, nur einzelne Fetzen des Gesprächs drangen zu mir herüber.

Als der edel gekleidete Mann heute Morgen in den Thronsaal stolzierte, um bei Vater vorzusprechen, war es mir sofort klar gewesen.

Seine Augen hatten es mir verraten.

Dunkel funkelten sie unter seinen buschigen Augenbrauen hervor, wie zwei glühende Kohlestücke. Sie brannten sich durch mein Korsett, unverschämt und hemmungslos.

So wie er mich angesehen hatte, sahen mich die meisten Männer an, die mir bis jetzt in meinem Leben begegnet waren. Wie eine Ware, die es galt, für den bestmöglichen Preis zu kaufen.

»Die Prinzen von Xadie wären eine hervorragende Partie für Eure Töchter, mein König. Euer Reich wäre mit dieser Verbindung so stark und mächtig, dass keiner es mehr stürzen könnte! Izusa wäre für alle Ewigkeit sicher vor Aufständen und Kriegen ...«

Die Stimme des Mannes war eindringlich und von Stolz erfüllt. Gerne hätte ich den Gesichtsausdruck meines Vaters gesehen, um die Situation besser einschätzen zu können. Doch ich konnte keinen Blick riskieren, ohne entdeckt zu werden. Wenn er herausfinden würde, dass ich hier im Dreck saß und sein höchst vertrauliches Gespräch belauschte, würde mich wieder einmal tagelanger Zimmerarrest erwarten.

Wie ich es hasste, eingesperrt zu sein. Verlassen von aller Welt, hinter dicken Mauern versteckt. Aber diesmal würde ich mich nicht erwischen lassen, das hatte ich mir geschworen.

Ich spürte, wie mein Mund trocken wurde.

Die kleinen Steine und Äste, die auf dem Boden lagen, drückten unangenehm in meine Handflächen. Verbissen krallte ich meine Finger in die trockene Erde. Nur noch ein paar Minuten, dann würden sie sicherlich ihr Gespräch beim Mittagmahl fortsetzen und ich konnte mein Versteck verlassen.

Andere zu beschatten, war anstrengender, als mir lieb war.

»Ich werde darüber nachdenken, in der Tat wäre eine Allianz mit Xadie genau das, was wir brauchen. Aber seid Ihr sicher ...«

Die Stimme meines Vaters wurde leiser und die Schritte der beiden entfernten sich. Den letzten Teil des Satzes konnte ich nicht mehr verstehen.

Als ich nichts mehr hörte, atmete ich erleichtert auf, wagte es aber nicht, mich zu bewegen.

Der Duft des Hibiskus drang in meine Nase und kitzelte mich. Es roch nach Harz und dem typischen Geruch, den die großen, rosafarbenen Blüten dieses Gewächses verströmten. In meinem Kopf versuchte ich, das eben Gehörte zu sortieren.

Xadie? Das Königreich lag am anderen Ende der mir bekannten Welt. Noch dazu im Norden, wo es immer kühl und regnerisch war. Kein Ort, an dem ich leben wollte. Ich wollte hierbleiben. Hier in Izusa, wo es das ganze Jahr warm und sonnig war. Das Königreich, in welchem Milch und Honig in den Bächen flossen. Zumindest sagte man das über meine Heimat.

Doch was ich wollte, hatte in meinem ganzen Leben noch nie jemanden interessiert.

»Lia, was zum Teufel machst du hier?«

Erschrocken fuhr ich herum, verlor das Gleichgewicht und landete unsanft auf meinem Hosenboden.

Jacob sah mich vorwurfsvoll an. Seine Stirn war gerunzelt und ich konnte Ärger in seinen sonst so gutmütigen braunen Augen erkennen.

»Das geht dich überhaupt nichts an!«, erwiderte ich und rappelte mich auf.

Mein blütenweißes Kleid war über und über mit Staub und Erde beschmutzt. Eilig versuchte ich, den Dreck wegzuwischen, doch ich machte es nur noch schlimmer. Jacob sah mir kopfschüttelnd zu.

»Es geht mich nichts an? Schön, dann werde ich Eure Majestät wieder in Frieden lassen!«

Augenblicklich drehte er sich um und machte Anstalten beleidigt davon zu stampfen. Sofort beschlichen mich Schuldgefühle. Vorsichtig sah ich hinter meinem Busch hervor, ob auch niemand in der Nähe war, dann lief ich meinem Freund hinterher.

»Jacob, warte! Es tut mir leid. Du weißt genau, dass ich das nicht so gemeint habe!« Schnell hatte ich ihn eingeholt und legte meine Hand auf seine Schulter. Er blieb stehen und senkte den Kopf.

»Es ging um deine Hochzeit, nicht wahr?«

Seine Stimme war heiser und ich konnte den Schmerz, der in ihr lag, fühlen. Gerne hätte ich ihn angelogen, um ihn aufzumuntern, doch ich brachte es nicht übers Herz.

»Ja«, erwiderte ich schlicht und biss mir auf die Unterlippe.

Er drehte sich zu mir um und rieb sich mit fiebrigen Bewegungen über die Stirn. »Warum, Lia? Warum wir? Können sie dich nicht noch ein paar Jahre in Ruhe lassen mit dieser blöden Hochzeit? Du bist doch noch so jung!«

In seinem Blick lag Verzweiflung. Die Sonne stand hoch am strahlend blauen Himmel und passte so gar nicht zu dem Sturm, der in mir tobte.

Seit ich klein war, wurde ich darauf vorbereitet, früh zu heiraten und Königin zu werden. Zusammen mit meiner älteren Schwester Samandra sollte ich die Zukunft unseres Reiches sichern. Da wir keinen Bruder hatten, war dies nur mit einem Prinzen aus einem anderen Königreich möglich. Mir war von Anfang an klar gewesen, dass meine Freundschaft zu

Jacob, dem Sohn des Gärtners, nicht für ewig bestehen konnte. Doch Jacob wollte es nicht einsehen. Er war überzeugt davon, dass er mich liebte und wahre Liebe alle Hindernisse überwinden konnte.

Aber was wusste er denn schon von Liebe? Er war doch noch ein Kind ...

Meiner Schwester und mir wurde immer gesagt: Die Liebe, sowie die Ehe, ist nur ein Mittel zum Zweck.

Gerne hätte ich gegen diesen Gedanken protestiert und Jacobs Überzeugung geteilt. Doch jedes Mal, wenn ich versuchte, meinen Eltern oder den Erziehern zu widersprechen, wurde ich zur Strafe weggesperrt. Für Stunden oder Tage. So hatte ich irgendwann aufgegeben und zumindest nach außen hin so getan, als hätte ich mein Schicksal akzeptiert.

»Bis jetzt ist noch nichts entschieden, wir sollten erst einmal abwarten, bevor wir uns über eine mögliche Hochzeit den Kopf zerbrechen.« Versöhnlich nahm ich Jacobs Hand in meine und drückte sie sanft. Doch er starrte nur mit finsternem Blick zu Boden.

»Du brauchst mich nicht zu beruhigen. Ich bin nicht dumm und weiß genau so gut wie du, dass du als Prinzessin niemals jemanden wie mich heiraten kannst. Aber ich dachte, wenn ich es mir nur fest genug wünsche ...«

Er schluckte, dann hob er langsam den Kopf und sah mich für einen Moment lang an. In seinen Augen sammelten sich Tränen. Schnell wandte er erneut den Blick ab.

Männer weinten nicht. Auch nicht, wenn sie erst vierzehn Jahre alt waren.

»Wir sollten uns besser aus dem Weg gehen, bevor wir uns gegenseitig unglücklich machen«, grob schüttelte er meine Hand ab und ging einen Schritt zurück.

Ich erschrak. Ein Kloß bildete sich in meinem Hals und machte mir das Atmen schwer. So hatte er noch nie mit mir gesprochen.

»Willst du nun etwa einfach aufgeben?« Ich versuchte Augenkontakt zu ihm aufzunehmen, doch er sah stur an mir vorbei und fixierte den Hibiskusstrauch hinter mir.

»Ich gebe nicht auf, aber ich will auch nicht krampfhaft an etwas festhalten, was sowieso zum Scheitern verurteilt ist. Wenn nicht einmal du an uns glaubst, wer soll es sonst tun?« Mit diesen Worten drehte er sich um und ging.

Stumm stand ich da. Auch als Jacob schon längst außer Sichtweite war, bewegte ich mich keinen Millimeter. Ein sanfter Wind strich durch die Blätter der duftenden Orangenbäume und wehte mir meine langen, weißblonden Haare ins Gesicht.

Anfangs hatte ich versucht, meinem Schicksal zu trotzen. Doch bei jedem Versuch auszubrechen, wurde ich noch ein bisschen tiefer in den Palast eingesperrt. Je mehr ich unternahm, desto dicker wurden die Mauern, die mich gefangen hielten.

Ich wollte keine Prinzessin sein. Lieber wollte ich sterben, als mein Leben an der Seite eines Mannes zu verbringen, der mich wohl nie lieben würde und ich ihn ebenso wenig. Aber ich musste stumm bleiben und mich meinem Schicksal fügen, so wie es jeder von mir erwartete und jeder vor mir tat.

Jeder, der wie ich zu feige war für eine Revolution.

Kapitel 2

Alan

»Du bist widerwärtig! Ein dreckiger Bastard!«

Erneut schlug er zu, doch ich duckte mich unter seiner Faust weg und hielt meine Arme schützend vor mein Gesicht. Meine Schläfe brannte und mein Auge schmerzte wie verrückt. Es würde sicher blau werden.

Leon war rasend vor Wut. Mit hochrotem Kopf und abgedrehtem Blick ging er wieder und wieder auf mich los.

»Ich habe nichts Unrechtes getan!«, stöhnte ich leise und versuchte, aus seinen Fängen zu entkommen, doch er hielt mich mit eisernem Griff fest.

»So einer wie du soll König werden? Man sollte dich wie eine Hexe auf dem Scheiterhaufen verbrennen!«

Voller Abscheu spuckte er mir ins Gesicht. Dann stieß er mich mit solcher Wucht gegen die Wand, dass mir die Luft wegblieb. Benommen sank ich an der kalten Steinmauer zu Boden und versuchte, nicht das Bewusstsein zu verlieren, während sich Leon endlich von mir abwandte.

»Ich hoffe, du verreckst!«, hörte ich ihn zischen, dann suchte er das Weite.

Vorsichtig tastete ich meine Schläfe ab. Warmes Blut rann mir über die Wange und blieb an meinen Fingern haften.

Er hatte mir aufgelauert. Bevor ich reagieren konnte, hatte er meinen Kopf so fest gegen die harte Steinmauer geschlagen, dass das Blut nur so herausquoll.

Mit fahrigten Bewegungen rappelte ich mich auf. Sofort wurde mir schwarz vor Augen, und Übelkeit stieg in mir hoch. Ich brauchte einen Arzt, doch dieser würde sicherlich Fragen stellen. Wie sollte ich ihm erklären, was vorgefallen war?

Niemand durfte es erfahren.

Leon würde es allen erzählen, und niemand würde mich in Schutz nehmen. Wenn mein Vater davon erfuhr, wären Prügel meine geringste Sorge. Adrenalin schoss durch mich hindurch.

Ich humpelte in mein Zimmer und beugte mich über die Schüssel mit Wasser, die immer auf der hölzernen Kommode stand. Das kühle Nass verdrängte den pochenden Schmerz in meinem Kopf für einen Augenblick.

»Alan, rei dich zusammen!«, murmelte ich zu mir selbst. Ich atmete tief durch und warf einen Blick in den Spiegel.

Mein Gesicht war beinahe nicht mehr als solches erkennbar. Blutverschmiert und schmutzig hingen mir meine blonden Haare ins Gesicht. Stetig floss neues Blut aus der Wunde an meiner Schläfe. Der metallische Geruch stieg mir unangenehm in die Nase.

Hektisch glitten meine Blicke durchs Zimmer. Hier musste doch irgendetwas sein, mit dem ich die Wunde notdürftig verbinden konnte.

Der blaue Schal färbte sich auf der Stelle dunkel, als ich ihn mit zitternden Fingern um meinen Kopf band. Wieder kämpfte ich gegen das Ohnmachtsgefühl, welches sich langsam in meinem Körper ausbreitete. Mit zusammengebißenem Zähnen versuchte ich einen klaren Gedanken zu fassen.

Vielleicht sollte ich mich für einen Moment hinlegen.

Als ich aufs Bett sank, empfing mich bereits eine samtene Dunkelheit, die mich langsam verschlang. Verschwommen nahm ich wahr, wie das Blut durch den Schal sickerte und mein Bettlaken rot färbte.

»Was ist passiert?«

»Ich weiß es nicht, er ist nicht ansprechbar.«

»Woher kommt das ganze Blut? Alan! Bitte wach auf!«

Die hysterischen Rufe drangen von weit weg in mein Ohr. Ich wollte etwas sagen.

Die Augen öffnen.

Doch es gelang mir nicht.

Mein Körper fühlte sich so unfassbar schwach an, dass ich keine Kontrolle mehr über ihn hatte.

War das bereits das Ende? Zu Tode geprügelt von meinem Cousin? Sicherlich würde er sich ungemein darüber freuen ...

Schließlich war es in seinen Augen meine gerechte Strafe. Und ich hatte es mir selbst zuzuschreiben. Wie konnte ich nur so leichtsinnig und unvorsichtig sein?

Bevor ich weiter in Selbsthass schwelgen konnte, verabschiedete sich erneut mein Bewusstsein.

Mein Kopf wummerte.

Stöhnend öffnete ich die Augen und brauchte einen Moment, bis ich das Gesicht meiner Mutter erkannte, welche sich über mich gebeugt hatte.

»Alan! Den Lichtern sei Dank! Du hättest sterben können! Was machst du nur für Sachen?«

Ihre schrille Stimme ließ mich zusammenzucken. Alles an meinem Körper schmerzte. Zumindest war ich noch nicht tot.

Ich nahm meine ganze Kraft zusammen und versuchte, mich aufzurichten, doch meine Mutter stoppte mich sofort. Sie drückte mir einen Becher mit warmer Flüssigkeit an die Lippen, und ich trank mühsam einige Schlucke.

Es schmeckte süß und bitter zugleich. Fast wie der Kuss.

Warum hatte ich bloß so die Kontrolle über mich verloren? Seit wann war ich so unbedacht? So naiv?

Es war zum Heulen. Meine eigene Dummheit hatte mir beinahe das Leben gekostet.

Aber was war dieses Leben schon wert? Hatte ich doch schon mehr als einmal darüber nachgedacht, es zu beenden ...

»Alan, antworte mir!« Die Stimme meiner Mutter riss mich aus meinen Gedanken. »Wie konnte das passieren?« Ihre blauen Augen lagen prüfend auf mir, und ihre Stirn war

in tiefe Falten gezogen. Fieberhaft überlegte ich, was ich sagen sollte. Die Wahrheit würde sie nicht verkraften.

»Ich weiß es nicht. Ich glaube, ich bin die Treppe hinuntergestürzt«, krächzte ich heiser.

»Die Treppe? Lüg mich nicht an, Alan! Es sieht aus, als hätte jemand versucht, dich umzubringen!«

Sie war wütend und zugleich schien sie unendlich besorgt. Nervös fummelte sie an ihrem goldenen Amulett herum, welches sie immer bei sich trug, in der Hoffnung, Böses abzuwehren.

»Ich mache mir Sorgen um dich, Alan. Du bist so still geworden. Du verbringst kaum noch Zeit mit deinem Bruder ... ich habe das Gefühl, du gehst mir aus dem Weg. Und jetzt das!«

Ihr Blick versuchte, in mein Innerstes vorzudringen.

Mich zu verstehen.

Sie öffnete ihren Mund und schloss ihn wieder, dann holte sie tief Luft. »Wenn du ein Geheimnis hast, dann sag es mir, Liebling. Vielleicht kann ich dir helfen ... Jetzt bin ich noch da.«

Verwirrt sah ich sie an. In meiner Magengegend breitete sich Übelkeit aus. Ich versuchte, mir nichts anmerken zu lassen.

»Was soll das heißen, Mutter? Jetzt bist du noch da?«, musterte ich sie durchdringend.

Ihr erschrockener Gesichtsausdruck verriet, dass sie sich verplappert hatte. Sie versuchte, meinem Blick auszuweichen.

»Nichts, das habe ich nur so dahin gesagt, schließlich werde ich nicht immer für dich da sein können.«

Zwar war ich nach wie vor etwas benommen, aber die Tatsache, dass meine Mutter sich so komisch verhielt, machte mich wütend. Irgendetwas geschah hinter meinem Rücken, und ich hatte ein Recht darauf, zu wissen, was es war.

»Sag mir die Wahrheit!«

Mühsam versuchte ich, ruhig zu bleiben. Versuchte, tief durchzuatmen.

»Reg dich bitte nicht auf, du bist gerade auf einem guten Weg der Genesung!« Ihre Stimme zitterte.

»Jetzt sag schon!«, herrschte ich sie an, und sie zuckte zusammen. Gelassenheit war nicht meine Stärke. Augenblicklich schalt mich mein verletzter Kopf für meine Impulsivität.

»Dein Vater hat dich verlobt ... Der König von Izusa hat zugestimmt, seine beiden Töchter mit Elias und dir zu verheiraten. Es wird nur noch eine Frage der Zeit sein, bis ihr nach Izusa reisen müsst.« Sie verstummte und wagte es nicht, mich anzusehen.

»Was?«

Entgeistert starrte ich sie an. Die Gedanken in meinem Kopf begannen sich zu drehen.

Verlobt? Ohne mir etwas davon zu sagen? Geschweige denn mich mit einzubeziehen, mich zu fragen, ob ich das überhaupt wollte? Ich hoffte, betete, dass dies nur ein Traum war. Ein alberner Fiebertraum. Gleich würde ich aufwachen und darüber lachen ...

Doch nichts geschah.

»Was soll das heißen?«, würgte ich mit zusammengebissenen Zähnen hervor.

Wenn ich nicht so geschwächt gewesen wäre, hätte ich meine Mutter vermutlich angeschrien. In mir brodelte es. Ich hatte das Gefühl, als müsste ich vor Ärger und Enttäuschung platzen. Augenblicklich wünschte ich mir, Leon hätte mich einfach getötet.

Der letzte Funken Hoffnung auf ein glückliches Leben schien sich vor meinen Augen in Leere aufzulösen und ich konnte nichts dagegen tun.

»Du wusstest doch, dass es früher oder später so kommen wird.« Versöhnlich legte sie ihre zarte Hand auf meine Schulter, doch ich stieß sie weg.

»Lass mich in Frieden! Wenn ihr mich gegen meinen Willen wegschicken wollt, dann erwartet nicht, dass ich euch das verzeihe!«

Meine Mutter schien nach Worten zu suchen, ihre großen blauen Augen füllten sich mit Tränen.

Sofort meldete sich mein schlechtes Gewissen, doch ich hatte nicht vor, es ihr leichter zu machen.

Wenn ich leiden sollte, dann sollten sie mit mir leiden.
Sie alle.